

Wir können keinen Schritt bewusst tun, ohne zu wissen, warum.
Wenn wir den Grund vergessen haben, bleiben wir stehen.
Erst wenn wir wieder wissen, was wir wollten, gehen wir weiter.
Wir müssen, um handeln zu können,
verstehen, was wir wollen und tun.

Peter Bieri¹

In einer Zeit des Umbruchs: Mich selbst und andere stärken

Es geht, ob wir wollen oder nicht, in unserem Leben, in unserem Lieben, im Arbeiten immer um Veränderung. Alles wandelt sich, ist in Veränderung begriffen.² Die Räume, in denen wir uns derzeit bewegen – ob in den Kirchen auf unserem Teil der Erde, ob in unserer Gesellschaft oder im weltweiten Horizont – sind durch Gefahr, durch Abbrüche und drohenden Identitätsverlust gekennzeichnet. Es sind zugleich Räume des Möglichen, des noch nicht Gelebten: Da warten Mutanwandlungen und Experimentelles, da spickeln manchmal auch schon Innovatives und Altbewährtes neuinterpretiert hervor. Werte und Wichtigkeit in meinem Leben, in unserem Zusammenleben, in meinem Arbeiten wollen hinterfragt werden, oft unter enormem innerem und äußerem Druck. „Wir müssen, um handeln zu können, verstehen, was wir wollen und tun“ – oder wir erleben uns als Getriebene.³ Erst wenn wir um unsere Wünsche und unsere Motivationen wissen, unsere Enttäuschungen artikulieren, unsere Absichten klären, wenn wir teilen, was uns schmerzt, was uns freut – fühlen wir uns erfrischt, richten wir uns auf.

Selbstfürsorge (self care), Psychohygiene, Selbstmanagement – Begriffe, die dafür stehen, dass und wie es um mich selbst geht und um meine Weise, in gutem Kontakt zu mir und auch zu anderen zu sein. Insbesondere der Begriff des Selbstmanagement weist auf meine Verantwortlichkeit in der Selbstfürsorge hin: Wie nehme ich Verantwortung für mich, mein Leben, meine Beziehungen wahr? Was benötige ich, um tagtäglich einen guten Stand, einen aufrechten Gang zu haben? Welch ein Glück, dass wir auf zunehmende Arbeitsverdichtung, auf den Bedeutungsverlust der Kirchen mit wachsender Sensibilität auf die gesundheitlichen, die sozialen, die gesellschaftlichen Schattenseiten neoliberalen Wirtschaftens antworten, wenn auch oft in einem Last-minute-Modus. Es sind in unserem Berufsfeld nicht erst die möglichen drei Tage im Jahr zur Salutogenese für Pfarrerinnen und Pfarrer zu nennen,⁴ es ist vor allem die Möglichkeit, alltagsbegleitende Supervision zu beantragen und zu erhalten: Was in unserer Kirche inzwischen als selbstverständlich gilt, ist in vergleichbaren Professionen bei weitem nicht Standard, nicht in Kliniken, nicht bei Gerichten.

In der Seelsorge und in Supervisionen kommt mir häufig entgegen, was seit der Antike zur Idee vom guten Leben gehört: sich um sich selbst kümmern, die eigenen Bedürfnisse wahrnehmen, Wünsche ernstnehmen, eigene Grenzen anerkennen, anderen gegenüber

¹ Peter Bieri, *Wie wollen wir leben?* © 2011, 35

² Eine meiner Brecht'schen Lieblingszeilen ist „Alles wandelt sich. Neu beginnen / kannst du mit dem letzten Atemzug. / Aber was geschehen ist, ist geschehen ...“ *Bertolt Brecht in Gesammelte Werke*, Band 10, 888

³ Ich danke meinem alten Freund und Weggefährten Werner Lurk für sein umsichtiges Lektorat.

⁴ UrIRVO vom 13.3.2014 (GVBl S. 130) § 4 Abs.2

Grenzen setzen. All dies kennen wir aus Ratgebern, die sich mit Psychohygiene beschäftigen, die drohende Kollapse abzuwenden suchen; wir kennen es aus der Burnout-Prophylaxe.

Sorgen – mit den entsprechenden Wortverbindungen, allen voran die Seel-Sorge – ist hier ein an erster Stelle und gerne gebrauchtes Wort. Gleichwohl scheue ich mich, in den Kontext eines gelingenden Miteinanders den Begriff und das Modell „sorgen“ als Leitwort zu nehmen. Wenn wir von sorgen sprechen, denken wir zuallererst an ein Passivum: Es geht darum, dass jemand geschützt werden muss. Es geht darum zu hegen, zu pflegen, zu betreuen. In der Beratungstätigkeit wird dadurch das Gefälle, das in asymmetrischen Beziehungen eh vorhanden ist, leicht verstärkt. Dennoch, dass sich jemand um mich kümmert, dass ich mich um einen Andern kümmern darf und kann, gehört zu den Essentials unseres Seins.

Eine andere, weniger genannte Seite ist mir mindestens ebenso wichtig, liegt mir oft sogar näher. Im Unterschied zum „Sorgen“ sehe ich darin ein Aktivum, genauer: ein Aktivierendes. Das ist der Begriff des „Stärkens“. Ich möchte ihn komplementär zu dem des „Sorgens“ verstehen. *Stärken* heißt: jemanden darin unterstützen, sich zu kräftigen, zu stabilisieren, zu erfrischen, aufzurichten. Verschüttete Zugänge zu Ressourcen werden freigelegt, Fähigkeiten können wieder genutzt werden, neue werden erworben. In welchen Beratungsformaten auch immer: Es geht darum, den Andern, die Andere in seiner, in ihrer Bedürftigkeit zu sehen, ernstzunehmen, sich zu kümmern. Vor allem aber geht es darum, den Andern, die Andere in seinen Möglichkeiten zu stärken – die Körperspannung hilft im Sich-Halten und im Sich-Bewegen, die Stimmung bessert sich, der Gang wird leichter. Die angemessene Intervention in der Beratung ist dann nicht oder eben nicht nur „Was brauchen Sie?“. Mit ihr sind wir nahe an den Bedürfnissen und den Wünschen. Wenn wir diese Frage für angebracht halten, müssen wir allerdings aufpassen, dass wir das genannte Gefälle nicht verstärken. Wir könnten die Erwartung wecken, dass wir, was gebraucht wird, auch geben können. Deshalb halte ich es für angemessen zu prüfen, wo das Stärken das „Prae“ hat: „Wie kann ich Sie unterstützen?“⁵ ist dann die angemessene Frage.

In der TZI sprechen wir von der notwendigen Einübung in *Selbstleitung*. Darin lebt ein emanzipatorischer Impuls: Leite dich selbst. "Sieh nach innen, sieh nach außen und lerne dich selbst bestmöglich zu entscheiden."⁶ Oder, wenn es selbstreflexiv ist, wenn es um mich geht: Ich schaue nach innen, höre auf das Gewirr der Stimmen in mir, schaue nach außen, und entscheide dann über den nächsten Schritt. Zum einen also: „Wie sorge ich für mich? Zum andern: „Was stärkt mich?“ oder eben, wenn es um andere geht, „Wie kann ich Sie unterstützen, sich zu stärken?“ Im Sorgen und Stärken liegt ein Schlüssel für Lebensfreude und Energie. So entsteht Selbstbewusstsein, ein Bewusstsein der Interdependenzen – „Ich bin Leben inmitten von Leben, das leben will.“⁷

1. Balancieren – ein rechtes Maß finden

⁵ Es ist die vielzitierte jesuanische Frage: „Was willst du, dass ich dir tun soll?“ Lukas 18,41 par

⁶ aus: Klärendes Interview von Irene Klein mit Ruth C. Cohn. HUB, UA, NL Cohn Nr. 11, Bl 146–156, hier: 148 – Nachlass, Quellendatei bearbeitet von Michaela Scharer

⁷ Albert Schweitzer, Aus meinem Leben und Denken [1931]. Zitiert nach: Gesammelte Werke in fünf Bänden, Band 1, Beck München o.J.,171f – in einer eindrücklichen Schilderung „um den elementaren und universellen Begriff des Ethischen ringend“: „Am Abend des dritten Tages, als wir bei Sonnenuntergang gerade durch eine Herde Nilpferde hindurchfuhren, stand urplötzlich, von mir nicht geahnt und nicht gesucht, das Wort ‚Ehrfurcht vor dem Leben‘ vor mir. Das eiserne Tor hatte nachgegeben ...“

Wenn es um das Maß geht, dann geht es um *Balancieren*. Balancieren heißt: Wie es ein Zuviel gibt, so gibt es auch ein Zuwenig. Etwa zu viele Aufgaben oder zu wenig. Zu viel Zeit mit Kindern oder Enkelkindern (und damit zu wenig Zeit mit Peers oder für die Aufgaben, die anstehen), oder zu wenig Zeit mit ihnen. Stimmt das Gleichgewicht? Genügend Ausgleich? Gibt es eine Störung des Gleichgewichts? Zu viel Zeit mit Arbeit? Zu wenig? Zu viel Aktivität? Zu wenig Ruhe?⁸ Das angemessene, das für das Zusammenspiel, das im Miteinander gültige Maß wird jede und jeder für sich finden müssen. Regelungen für alle, etwa was den Umfang einer Agenda, was Arbeitszeiten angeht, sind hilfreich, mögen Orientierung geben. Sie werden die Aufgabe nicht ersetzen, das meinen Überzeugungen, meinen Neigungen, den Aufgaben, die ich für wichtig erachte, der Situation, in der ich mich befinde Entsprechende, das meinen Kräften Gemäße zu finden, zu erproben, zu leben. Und Freiräume aufzuspüren, Handlungsspielräume zu entdecken.

Im Balancieren geht es um Veränderung, um Entwicklung, ganz besonders in „liminalen Schwellenräumen“⁹. *Liminalität* beschreibt zunächst den Übergang von einer Phase menschlichen Lebens in die nächste – wir haben als Pfarrerrinnen und Pfarrer viel Erfahrung in ihrer rituellen Gestaltung. Das πάντα ῥεῖ Heraklits erleben wir heute durch die Globalisierung, durch den Raubbau an der Natur in einer bis in unsere Generationen hinein nicht vorstellbaren, menschenverursachten Weise, gleichwohl es schon immer ein Kennzeichen der Schöpfung ist: Alles ist in Bewegung, verändert sich und uns. „Wirtschaft, Finanzen und Informationen werden heute vorwiegend als in permanenter Wandlung verstanden. Die Gesellschaft als solche ist unterwegs; und Liminalität ist nun zum zentralen Denkbild, zum vorherrschenden Zustand der heutigen Weltkultur geworden, und hat die feste Struktur an den Rand gedrängt.“ Liminalität, ausgelöst durch den drohenden Klimakollaps und die Coronaerfahrungen bei uns, durch politische und wirtschaftliche Verwerfungen, prägt bis in die Biographien, wirkt bis in die persönlich auszutragenden Krisen hinein. Was sollte für unsere Kirche anders gelten als für die Gesellschaft? Und für uns selbst?

Unterwegssein ist eine der Metaphern für Liminalität – irgendwo zwischen Aufbruch und Ankommen. Der Schwellenraum ist, als eine Übergangsphase, gekennzeichnet durch Unsicherheiten. Alte Ordnungen, alte Konzepte tragen nicht mehr. Abschiede, Trennungen sind angesagt. Der Schmerz will expressiv gelebt werden. Eine Übergangsphase ist gekennzeichnet von Resignation, von Fluchtimpulsen und Depression, von Ratlosigkeit und Sinnsuche. Es ist der Raum grundlegender Veränderung. Und es entsteht – sollte ich das als Hoffnungssatz formulieren? – im Ende ein Neues, ein Anderes. Liminalität fordert, nach dem Sich-Einfinden im Fragmentarischen des Lebens, ein Einschwingen in das Fluide, in das Prozesshafte, in das Vergehen und das Werden. Das ist das Potenzial des liminalen Raums: In der Gefahr wächst auch ein Gefühl, ein Hindenken an das Mögliche. Der liminale Raum ist eben auch gekennzeichnet durch die Lust am Experimentellen, dem Wagnis von Innovation, ja, durch trial and error, getragen von Neugierde und Staunen, von Wagemut und Demut. –

⁸ Hölderlin: „Wohin denn ich? Es leben die Sterblichen / Von Lohn und Arbeit; wechselnd in Müh' und Ruh“, zitiert nach Friedrich Hölderlin, *Ins weite Blau*, Gedichte, herausgegeben von Miriam Kronstädter und Hans-Joachim Simm, © 2014, 101

⁹ Ich übernehme eine Begrifflichkeit, auf die ich bei Campbell / Cilliers aufmerksam geworden bin. In: Charles Campbell / Johan Cilliers, *Was die Welt zum Narren hält. Predigt als Torheit*, © 2015. Ich folge hier weitgehend ihren Überlegungen zu „liminalen Schwellenräumen“. In der Aufnahme der Vorstellung von Liminalität als Grenz- und Schwellenphasen folgen sie Forschungen von Arnold van Gennep, Victor Turner u.a.

Im liminalen Raum ist Balancieren besonders anspruchsvoll. Hilfreich finde ich dafür den Begriff der *Dynamischen Balance*. Dynamische Balance ist ein Fachbegriff der Themenzentrierten Interaktion (TZI). Mein Fokus liegt hier nicht auf seiner Bedeutung für die Methode der TZI, sondern – im Balancieren der Pole, der Schwingungen des Lebendigen – in seiner Bedeutung für Persönlichkeitsentwicklung und Alltagsgestaltung. Dynamische Balance hat mit Statischem nichts im Sinn, der Ausgleich lebt gewissermaßen vom Ungleichgewicht. Die einzelnen Pole wollen Beachtung, wollen durchlebt werden. Den Dysbalancen verdanken wir das Ekstatische, die Lust am Außer-sich-Sein, aber auch den Strudel von Angst und Gefahr. So werden wir uns ihnen nicht auf Dauer extensiv hingeben, wir werden immer wieder das Gleichgewicht, den Ausgleich suchen.

Ich entfalte dazu weiterhin einige Inspirationen aus der TZI, lege dann mit Blick auf das Konzept des Ubuntu eine afrikanische Perspektive dazu und frage, ausgehend von Henning Luthers Überlegungen zu „Identität und Fragment“, nach dem Stärkenden im Alltag.

2. Das Chairpersonpostulat der TZI: Leite dich selbst.

Die Themenzentrierte Interaktion (TZI) ist ein von Ruth C. Cohn begründetes, frühes systemisches, wertegebundenes Konzept, das auf ein ganzheitliches Arbeiten zielt, ob im Lehren und miteinander Lernen, ob im Führen und Leiten. Es findet in ganz unterschiedlichen Arbeits- und Handlungsfeldern Anwendung. Seither weiterentwickelt im Ruth-Cohn-Institut¹⁰, wird in jüngster Zeit das gesellschaftspolitische Potenzial der TZI neu entdeckt.¹¹ Grundlegend ist das Denken in Gegensatzeinheiten. Das kommt vor allem im Ersten Axiom zum Ausdruck: „Der Mensch ist ... gleichermaßen autonom und interdependent. Die Autonomie des Einzelnen ist umso größer, je mehr er sich seiner Interdependenz mit allen und allem bewusst wird.“¹² Im Zusammenhang dieses Beitrags hebe ich auf das sogenannte *Chairpersonpostulat* ab, in seiner kürzesten Fassung heißt es: Sei deine eigene Chairperson. Sei dir deiner inneren Gegebenheiten, deiner Geschichte und deiner Umwelt bewusst. Nimm jede Situation als Angebot für deine Entscheidungen. Nimm und gib, wie du es verantwortlich für dich selbst und andere willst und weder der Natur noch anderen Lebewesen schadet.“¹³ Leite dich selbst. Im Balancieren ist die Selbstleitung ein anspruchsvolles und auch beglückendes Unternehmen. Was die Innenschau, die vielen widerstreitenden inneren Stimmen angeht, können wir bei Friedemann Schulz von Thun, einem Schüler von Ruth Cohn, viel lernen.¹⁴

Was so einfach einherkommt, erfordert einen lebenslangen Lern- und Entwicklungsprozess. Selbstleitung will geübt werden: „Übe dich, dich selbst und andere wahrzunehmen ...“¹⁵

¹⁰ Das Institut ist nach der Gründerin der TZI benannt – www.ruth-cohn-institute.org. Ruth C. Cohn (1912 – 2010), deutsche Jüdin aus Berlin, 1933 in die Schweiz geflohen, später nach USA emigriert, 1968 erstmals wieder in Deutschland, von Haus aus Psychoanalytikerin

¹¹ Eine gut lesbare, aktuelle Einführung in die TZI: Matthias Scharer in Zusammenarbeit mit Michaela Scharer, Vielheit couragiert leben. Die politische Kraft der Themenzentrierten Interaktion heute, 2019

¹² Alfred Farau / Ruth C. Cohn Gelebte Geschichte der Psychotherapie. Zwei Perspektiven, 1984, 357

¹³ Ruth C. Cohn, Von der Psychoanalyse zur Themenzentrierten Interaktion. Von der Behandlung einzelner zu einer Pädagogik für alle, © 1975, 121 – hier in einer leicht modifizierten, aktualisierten Fassung. Einen breiten Bekanntheitsgrad hat das 2., das sogenannte Störungspostulat erlangt: „Beachte Hindernisse auf deinem Weg, deine eigenen und die von anderen. Störungen nehmen sich Vorrang.“

¹⁴ Zugleich als Einführung in die wieder und wieder einzuübende demokratische Kunst des Dialogs: Bernhard Pörksen und Friedemann Schulz von Thun, Die Kunst des Miteinander-Redens. Über den Dialog in Gesellschaft und Politik, © 2020

¹⁵ Farau / Cohn, Gelebte Geschichte, 359

Üben erfordert Ausdauer und eine gewisse Kontinuität. Das Postulat lässt sich vielfach variieren – es gibt keinen festen Kanon und je nach Situation werden wir neue „übende Aufmerksamkeiten“ entwickeln. Wenn ich mit Ausbildungsgruppen in der Telefonseelsorge gearbeitet habe, wenn ich Workshops zur Teambildung leite, in TZI-Ausbildungskursen, ist einer der stimulierendsten Sätze für die Teilnehmenden: „Ich akzeptiere mich wie ich bin – was meine Wünsche, mich selbst zu ändern einschließt.“ Im ersten Teil klingt das so banal, dass es in jedem Ratgeber für Lebensgestaltung stehen könnte. Der zweite Teil aber verlockt zum Aufbruch, zu einem lebendigeren, erfüllteren und erfüllenderen Leben. Überhaupt: Es geht nie um Ratgeberei, sondern immer um „Verlockungen zu einem Leben, das noch aussteht und noch nicht versucht wurde.“¹⁶ Solche Verlockungen werden ohne die nötige Aufmerksamkeit durch Üben leicht überhört. Ich füge hier aus der Vielfalt möglicher Übungssätze beispielhaft ein paar wenige an:

- Höre auf deine inneren Stimmen, deine verschiedenen Bedürfnisse, Wünsche, Motivationen und Ideen.
- Sei dir deiner inneren Gegebenheiten, deiner Geschichte und deiner Umwelt bewusst. Nimm jede Situation als Angebot für deine Entscheidung.
- Nimm und gib, wie du es verantwortlich für dich und andere willst.
- Werde wach für deine Gefühle. Sie gehören zu deinem Wert und deiner Wichtigkeit. – Sie sind jedoch nicht gültige Aussagen über die allgemeine, geteilte Wirklichkeit. (Die Welt ist nicht so, weil ich so fühle.)
- Je mehr du dir eine offene, suchende Haltung bewahrst, umso leichter wird es dir, offen und tolerant mit anderen zu sein.

Es wird deutlich, dass, wenn ich mich auf solche Verlockungen zu üben einlasse, es mehr und mehr um eine vertiefte Selbsterfahrung geht, um das In-Kontakt-Kommen mit meinen Prägungen, mit meinen Entwicklungswünschen, oft auch um Entwicklungsnotwendigkeiten, doch noch ein anderer, eine andere zu werden. Das für mich Faszinierende daran ist, dass Selbsterfahrung im Sinne der TZI immer zugleich auch Welterfahrung ist: „Autonomie (Eigenständigkeit) wächst mit dem Bewusstsein der Interdependenz (Allverbundenheit).¹⁷ Oder, nochmals mit Ruth Cohn gesagt: „Was ich sagen will, ist, dass Drinnen und Draußen – die Selbstverwirklichung, die Weltverwirklichung – sich in mir in Autonomie und Interdependenz treffen.“ Die TZI hebt auf das Entwicklungspotenzial von Einzelnen und Gemeinschaften ab – und beginnt beim Einzelnen: Je stärker das Ich, desto kraftvoller die Gemeinschaft. Dann auch: „Ich erlebe, dass ich umso autonomer bin, je mehr ich mir meiner Interdependenz bewusstwerde, und umso gemeinschaftlicher, je mehr ich meine Eigenart pflege.“¹⁸ Diese Art der Verbindung von Eigenstand und Bezogensein, von Selbstbestimmung und Abhängigsein ist mir so sonst nirgends begegnet.

3. Ubuntu – ein Geschenk Afrikas an die Welt

In der Vorbereitung einer Besuchsreise nach Südafrika vor ein paar Jahren hat mich eine Kollegin aus Hessen auf ein binationales homiletisches Forschungsprojekt aufmerksam gemacht, dessen Ergebnis in einem Buch sie mir empfahl: „Was die Welt zum Narren hält. Predigt als Torheit“.¹⁹ Ein Theologe aus Arkansas und ein Theologe aus Südafrika, ein US-

¹⁶ Fulbert Steffensky, *Feier des Lebens. Spiritualität im Alltag*, ©1984, 113

¹⁷ Ruth C. Cohn, *Von der Psychoanalyse zur Themenzentrierten Interaktion*, 120

¹⁸ Farau / Cohn, *Gelebte Geschichte*, 375

¹⁹ Charles Campbell / Johan Cilliers – siehe Anmerkung 9.

Amerikaner und ein Afrikaner²⁰, versuchen, „die närrische Praxis des Predigens zu verstehen, zu erklären, zu lehren.“ Sie sagen: „Was wir vor allem gelernt haben, ist, dass es gut ist, verunsichert zu sein. Es ist gut, aus unseren theologischen Sicherheiten herausgerissen zu werden, aus unserer klaren Identität in den Fluss eines liminalen Evangeliums. ...“²¹

Beide eint ihr Interesse an einem „liminalen Schwellenraum“, einem „Raum, wo Veränderung, grundlegende Umwandlung stattfinden kann. Dort ist der Geist aktiv, hält die Gläubigen in Bewegung vom Alten zum Neuen. Und endlich sind diese Grenzräume die Räume des Narren.“²² In diesem Zusammenhang greifen sie unter anderem auf das Konzept von *Ubuntu* zurück.²³ In einem Satz zusammengefasst heißt das: „I am, because you are.“ Nelson Mandela und Desmond Tutu lebten aus Ubuntu; ihre Lebensthemen waren: Wie können wir zu mehr Gerechtigkeit, Vergebung und Versöhnung finden?

Desmond Tutus Theologie ist von Ubuntu geprägt. Er sagt, „dass Ubuntu in Theorie und Praxis eines der größten Geschenke Afrikas an die Welt ist. ... Was uns Ubuntu lehren will, bringt ein Sprichwort ... sehr gut auf den Punkt: ‚Ein Mensch wird Mensch durch andere Menschen.‘“²⁴ „The profound truth is, you cannot be human on your own. ...Ubuntu says: Not you are human because you think, you are human because you participate in relationship.“²⁵ Im Konzept des Ubuntu begegnet mir die Philosophie der TZI aus einem anderen Kontinent, aus einer anderen Perspektive, doch nicht in der Bewegung vom Ich zum Wir, sondern vom Wir zum Ich. Einer der Hintergründe (oder auch Gegengründe) der Entstehung der TZI ist das das abendländische Denken prägende cartesianische Welt- und Menschenverständnis: „Cogito ergo sum – Ich denke, also bin ich.“ Im ganzheitlichen Ansatz der TZI geht es hingegen immer um den Dreiklang von Empfinden, Fühlen und Denken – in Kursen, die ich leite oder mitleite, beginne ich in der Regel den Tag in der Gruppe mit einer Selbstwahrnehmung in diesem Dreischritt. Ubuntu sieht nicht den Ausgangspunkt beim Individuum, sondern bei der Gemeinschaft, in der Theologie Tutus ist das die *κοινωνία*.²⁶

Beiden Ansätzen, sowohl der TZI als auch der Philosophie des Ubuntu, ist eine Akzentuierung der Interdependenz gemeinsam. Sie unterscheiden sich in der Gewichtung. Wir gehen in der Regel davon aus: Wenn die Bedürfnisse und die sich daraus formenden Wünsche des Individuums gesehen und ernstgenommen werden, geschieht Persönlichkeitsentwicklung, wird Identitätsbildung erleichtert, wirkt das förderlich auf die Gestalt des Wir, des Zusammenlebens. In der Philosophie des Ubuntu ist die Denkrichtung gerade umgekehrt: Wenn die Bedürfnisse der Gruppe, des Gemeinwesens, der Gesellschaft gesehen und ernstgenommen werden, haben Bedürfnisse und Wünsche der Einzelnen ihren Raum, werden sie respektiert und gefördert. Durch Ubuntu angeregt sage ich: Indem ich die Bedürfnisse, Wünsche, das Wollen anderer entdecke, komme ich auch meinen Bedürfnissen, meinem Wünschen und Wollen auf die Spur. Die Angst, zu kurz zu kommen, verkrümelt sich.

²⁰ Afrikaner: Die Nachfahren europäischer Einwanderer, deren Muttersprache afrikaans ist, werden als Afrikaner oder als Afrika(a)nder bezeichnet.

²¹ ebd, XII und X

²² Ebd, 41

²³ Im September 2022 begegnet mir das Konzept von Ubuntu in Karlsruhe wieder, in einem Workshop der 11. Vollversammlung des ÖRK in Karlsruhe: Healing together, der Verwundbarkeit durch storytelling begegnen – darum geht es in dem von Fulata Lusungu Moyo, einer Theologin aus Malawi, geleiteten Workshop.

²⁴ Mungi Ngomane, I am because you are, Ubuntu – 14 südafrikanische Lektionen für ein Leben in Verbundenheit, 2019, Vorwort, 8

²⁵ <https://www.youtube.com/watch?v=0wZtfqZ271w> – aufgerufen am 1.5.2024

²⁶ Campbell / Cilliers, 51

Dem Konzept von Ubuntu Beachtung zu schenken, täte unserem Zusammenleben, der Entwicklung einer erneuerten (kirchen-)politischen Kultur wohl. –

4. Unser Leben – fragmenthaft, fragil, fluide

Das Ideal der Ganzheit und Vollkommenheit spiegelt sich, allen Erfahrungen von Gebrochenheit und Unvollkommenheit zum Trotz, vielfach im Anspruch, in den Erwartungen an uns selbst. Henning Luther wendet sich gegen die Perfektions- und Ganzheitswünsche, gegen den Zwang, dass das Leben in sich stimmig und rund sei, perfekt gestylt und beispielsweise einem bestimmten Schönheits- oder sonstigen Idealen zu entsprechen habe. Die Humanistische Psychologie, etwa in Form der Personzentrierten Gesprächsführung, aber auch der Themenzentrierten Interaktion hat zumindest in ihrer populären Rezeption etwas von dem Impetus, dass Wachsen und Reifen zur in sich stimmigen Persönlichkeit führt. Da würde dann alles passen. Die stimmige Persönlichkeit ist in der Lage, was immer im Miteinander an Störungen, Konflikten und Krisen entsteht, zu bewältigen. Doch auch wenn „alles passt“, bleibt Leben komplex, unvollkommen und widersprüchlich.

Henning Luther deutet das Bild vom Leben als Fragment in zweifacher Hinsicht aus.²⁷

Da sind zum einen die „Fragmente aus Vergangenheit“ – „Überreste eines zerstörten, aber ehemals Ganzen“, das Fragment als Torso, als Ruine. In jeder Phase unseres Lebens gibt es immer auch Bruch, Trennung, Verlust. Das ist der Normalfall des Lebens. Wir erleben das in Krisen von Seelsorgesuchenden, vielfach durch den Globe bedingt, in chronifizierten Krisen, hier im Unterschied zum als normal Erlebten, jedoch dramatischer, drängender.

Da sind zum andern die „Fragmente aus Zukunft“ – „die unvollendet gebliebenen Werke, die ihre endgültige Gestalt nicht – noch nicht – gefunden haben“. „Fragmente ... weisen über sich hinaus. ... Fragmente lassen Ganzheit suchen, die sie selbst aber nicht bieten und finden lassen.“

Wir sind als Einzelne nie unbeschädigt, vollkommen. Wir sind auf ein Du angelegt, wir sind für das Miteinander geschaffen, Einander zugetan. Jedes Gespräch, jede Begegnung fordert uns heraus, stellt uns in Frage. „Wir sind nur wir selbst, insofern wir verletzlich und offen sind für andere.“ Die Vorstellung von einem stimmigen Leben, in sich ruhend und rund, hieße umgekehrt, dass wir unser Angewiesensein auf andere leugnen, dass wir uns dem Andern gegenüber verschließen, dass wir uns „besonders gegenüber dem fortdauernden Leiden auf und an dieser Welt“ verschließen. Empathie ist nur möglich, wo wir uns der Brüchigkeit unseres eigenen Lebens stellen, wo wir uns schlussendlich mit der Endlichkeit unseres Lebens befreunden. Das Bild vom Leben als Fragment hat immer auch eine soziale Dimension: Wir gewinnen „die Fähigkeit zu trauern, die Fähigkeit zu hoffen und die Fähigkeit zu lieben“ – Dein Geschick ist mir nicht gleichgültig, das Geschick der Erde ist mir nicht gleichgültig. Ich lasse mich anrühren, bleibe berührbar.

²⁷ Zum Folgenden siehe WzM 43 (1991), 262-273 und Henning Luther, Identität und Fragment. Praktisch-theologische Überlegungen zur Unabschließbarkeit von Bildungsprozessen. In: Religion und Alltag. Bausteine zu einer Praktischen Theologie des Subjekts, © 1992, 160ff. Henning Luther greift mit dem Fragment den Begriff und Gedanken auf, die in der Tradition vielfach zu finden sind: so Paulus in 1.Korinther 13,12b „Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin.“, oder auch Paul Tillich zu 1. Korinther 13,8-12 „Das Elend des Menschen liegt in dem fragmentarischen Charakter seines Lebens und seiner Erkenntnis, die Größe des Menschen liegt in seiner Fähigkeit zu wissen, dass das Sein fragmentarisch und rätselhaft ist.“ In: In der Tiefe ist Wahrheit. Religiöse Reden 1. Folge. 9. Auflage 1985. Nachdruck 1987, 106

Viera Pirker erweitert Henning Luthers Metapher vom Leben als Fragment durch den „Gedanken der fluiden und fragilen Identität“. Mit ihm greift sie Henning Luthers „Gedanken der Nichtabschließbarkeit auf und verstärkt [aber] die prozessualen Aspekte der Identität ...“²⁸ Das regt dazu an, Henning Luthers Metapher vom Leben als Fragment nicht allzu statisch zu sehen. Viera Pirker verflüssigt, ganz im Sinne der Notwendigkeit von Gestaltungen im liminalen Schwellenraum, Luthers Metapher prozessual. Identität, überhaupt das Leben prozesshaft zu verstehen führt zu mehr Bewegungsfreiheit, setzt auf die Entwicklungsmöglichkeiten. Hier gewinnt die Metapher des Unterwegssein, im Zwischen der Zeit als Übergangsphase verstanden, an Leichtigkeit, an Möglichkeiten, an Hoffnung: „Das Fragile trägt die Brüchigkeit und Bruchempfindlichkeit der menschlichen Existenz in sich, ist aber nicht – wie das Fragment – unwiederholbar gebrochen oder niemals vollendet. Identität befindet sich in fluider Bewegung und ist darin mit einer subjektiven Elastizität ausgestattet; sie changiert zwischen Wandel und Stabilität.“²⁹ –

Unser Leben bleibt fragil – und zugleich voll Hoffnung. „Schmerz und Sehnsucht sind einander verschwistert.“³⁰ In dem, worauf wir hoffen, können wir wie beim andern ganz bei uns selbst sein. So werden wir als Seelsorgende, als Beratende zu Stellvertreterinnen und Stellvertretern der Hoffnung. Wir hoffen mit dem Gegenüber, wir hoffen für ihn – und bisweilen auch an seiner Stelle. Dabei laufen in der Begegnung unausgesprochen immer auch Fragen nach mir selbst mit, nach der eigenen Motivation und der eigenen Sicht von Leben und Welt. Es ist gut, sich diese mitlaufenden Fragen bewusst zu machen: Wie steht es um mich selbst? Wie balanciere ich? Welche Hoffnung trägt und beflügelt mich? Welche Resignation beschleicht mich? Welchen Sinn sehe ich in der derzeitigen Wegstrecke meines Lebens? Wofür engagiere ich mich? –

Drei Schlussbemerkungen:

1. Mich stärken, andere im Entwickeln ihrer Stärken unterstützen, einander stärken³¹, das wird der Persönlichkeit helfen, auf die Beine zu kommen, dem Leben standzuhalten, es zu gestalten. Die kontinuierliche Selbstreflexion will gepflegt werden – in Supervisionen, in Kursen, in Exerzitien, im Selbstgespräch, in der kollegialen Intervision, manchmal auch inmitten von Sitzungen – wir können viele Möglichkeiten entdecken und nutzen.
2. Wenn wir uns die Vorstellung der Liminalität zu eigen machen, wird deutlich, wie wichtig in Zeiten multipler Krisen Unterbrechungen sind, etwa im Gebet, im Wandern, in der Musik, Unterbrechungen, die der Geistesabwesenheit und Geistesgegenwart eine Chance geben. Wenn wir uns das auch als Institution, als Organisation Kirche auferlegen. Die alte monastische Formel der *Kontemplation und Aktion* verlangt gegenwärtig mehr als sonst eine Dysbalance bei der Kontemplation – gegen das Erleben von Getriebensein, gegen das

²⁸ Viera Pirker, fluide und fragil. Identität als Grundoption zeitsensibler Pastoralpsychologie, 2013, 366

²⁹ ebd.

³⁰ Henning Luther, Schmerz und Sehnsucht. Praktische Theologie in der Mehrdeutigkeit des Alltags. In: Ders., Religion und Alltag. Bausteine zu einer Praktischen Theologie des Subjekts, 1992, S. 239 bis 256. Hier: S. 250 – So auch Fulbert Steffensky: „Und doch gibt es den Schmerz, den ich nicht verlernen will und der mich nicht bannen soll. Es ist der Schmerz darüber, was man im Leben verraten hat und was man dem Leben schuldig geblieben ist. So will ich die Reue nicht verlernen über alle Verletzungen, die ich Menschen, Gott und mir selbst zugefügt habe.“ In: Fulbert Steffensky, Fassen, was nicht zu fassen ist. Vortragsmanuskript, 19. Süddeutsche Hospiztage, 4. bis 6. Juli 2018 in Hohenheim, S. 2 – [https://www.ev-akademie-boll.de › 06_Service › 02_Online-Dokumente \(abgerufen am 27. April 2024\)](https://www.ev-akademie-boll.de › 06_Service › 02_Online-Dokumente (abgerufen am 27. April 2024))

³¹ Eucharistisch formuliert: „Das Stärke und bewahre euch im Glauben zum ewigen Leben.“

Müssen eine Haltung zu leben, die dem Kommenlassen und damit dem Intuitiven Raum gibt. Das hat Auswirkungen auf die Gestaltung der täglichen Agenda, das hat Auswirkungen auf die Fortbildungslandschaft unserer Kirche: So wichtig fachbezogene, arbeitsfeldbezogene kurze Module sind – Lernen und Veränderung will Zeit haben. Alltäglich im Wechsel von Arbeiten und Ruhn. In Zeiten der Retraite. In der Geistlichen Begleitung. In BildungsurlaubsWochen.

3. Das Fragmenthafte, das Fragile, das Fluide unseres Lebens, Liebens und Arbeitens in den Blick nehmen, es im Blick haben, uns damit zu befreunden. Es käme darauf an, das Gebrochene, das dem Fragment eignet, ebenso wie das Fluide und das Fragile, das Perspektiven eröffnet, sich zu eigen zu machen, zu internalisieren und in den Alltag zu übersetzen. Es wird mehr Beweglichkeit und Lebendigkeit in die Tage und Nächte bringen, uns offener machen für Künftiges – und uns im Engagement, der eigenen Berufung, den eigenen Werten, den anstehenden Wichtigkeiten entsprechend, gewisser und gelassener sein lassen.

Pfarrer Dr. Michael Asante Lipps
Lehrbeauftragter für TZI am Ruth-Cohn-Institute International
Brentanostraße 36 | 68199 Mannheim
michael@lipps.org